

NACHBARSCHAFT – DIE WIEDERENTDECKUNG EINER LEBENSFORM ZWISCHEN ILLUSION UND WIRKLICHKEIT

FAPIQ Fachtag „Nachbarschaft erleben“. Altern im vertrauten Wohnumfeld, 16. Oktober 2018, Hoffbauer Tagungshaus Potsdam

SOZIOLOGIE DER NACHBARSCHAFT - THEORETISCHE HINFÜHRUNG

Nachbarschaften können ganz allgemein als ‚Zwangsgemeinschaften‘ bezeichnet werden, die sich über das Wohnen in derselben Etage, dem Hauseingang oder auch dem gleichen Straßenzug herstellen. Menschen mit zumeist unterschiedlichen Lebensentwürfen, in verschiedenen Lebensphasen, Erfahrungen und Zeitrhythmen sind gezwungen, relativ nah beieinander zu wohnen, sie müssen sich in irgendeiner Weise miteinander arrangieren.

Wodurch ist diese besondere Form des menschlichen Zusammenlebens charakterisiert? Wie kann Nachbarschaft - soziologisch gesehen – als eine sozialräumliche Figuration beschrieben werden?

Nachbarschaft oder allgemeiner als Wohnmilieu "wird das Ensemble von soziokulturellen Situationen und die dafür vorhandene baulich-, räumliche Umwelt bezeichnet, in denen sich die gesellschaftlichen Verhältnisse, die sozialen Beziehungen, ein Spektrum von Tätigkeiten und die personelle Kommunikation von Menschen realisiert, also die Lokalität, in der sich die lokale Gemeinschaft im Wohnbereich entwickelt und reproduziert" (Herlyn u. a. 1991, 196). Die Nachbarschaft bildet – wie z.B. die Familie - eine Grundeinheit des menschlichen Zusammenlebens mit spezifischen Funktionen und Eigenschaften. Von ihrer Funktion her gesehen, dienen Nachbarschaften vor allem der Kommunikation, dem Austausch, der Unterstützung (Hilfe) und der sozialen Kontrolle.

Nicht alle Bewohner eines Hauses oder eines Quartiers haben die gleichen Interessen an Nachbarschaft. Helmut Klages (1958, S. 127f) unterschied bereits in der frühen Stadtforschung zwischen drei Formen nachbarschaftlichen Verhaltens hinsichtlich ihres *Intensitätsgrades*:

- Zeremonielles Verhalten (z.B. Grüßen) besitzt zwar eine geringe Verbindlichkeit, trägt aber trotzdem zum Gefühl bei, dass ein Netzwerk besteht, das potentiell in andere Funktionen eintreten kann.
- Solidaritätsverhalten - schon weiter führend - drückt sich durch kleinere Gefälligkeiten oder gegenseitige Hilfen aus.
- Individuelles Kontaktverhalten äußert sich schließlich als engste Form des Nachbarschaftskontaktes in gegenseitigen Besuchen und bedeutet Teilhabe der Anderen an der Privatsphäre.

DIENSTLEISTUNGEN STATT NACHBARSCHAFTEN

Seit den 1950er Jahren ist man in der Fachliteratur davon ausgegangen, dass Nachbarschaften eine immer geringere Rolle im sozialen Zusammenleben spielen. Dafür gibt es mehrere Anhaltspunkte:

1. Nachbarschaften unterliegen einem *Funktionsverlust*, weil ihre Aufgaben zunehmend innerhalb der Familien erbracht werden und eine wachsende Zahl sozialer Träger oder dienstleistungsorientierter Unternehmen bereit steht (Oswald 1966). Dabei handelt es sich durchaus um ein Resultat hohen Wohlfahrtsstandards und ökonomischen Wachstums, infolge derer sich soziale Abhängigkeiten vermindern und staatliche oder monetäre Regulierungen einspringen.
2. Pluralisierung und Individualisierung in der Gesellschaft *lösen die Bindungen* an festgelegte soziale Gruppen. Lebens-, Arbeits- und Freizeitbereiche liegen nicht nur räumlich auseinander, sondern verbinden sich mit unterschiedlichen sozialen Kreisen und Zugehörigkeiten, innerhalb derer die Nachbarschaften nur eine geringe Rolle spielen. Hinzu kommt eine erhöhte *Mobilität* im Alltag, bei Umzügen und - vor allem in Ostdeutschland - bei überregionalen Wanderungen.
3. Der wirtschaftliche Strukturwandel, Nährboden für soziale Konflikte und Ursache sozialkultureller Differenzierung, führt zu Spaltungen in den Nachbarschaften. Die sozialstrukturellen Veränderungen in den Nachbarschaften beeinflussen sowohl das Gefühl der Zusammengehörigkeit als auch die tatsächlich stattfindenden sozialen Aktivitäten.
4. Bestimmte Orte, in den Nachbarschaften ungezwungen zusammenkommen und sich ausbilden konnten, gingen zurück: der Eckladen oder die Eckkneipe als Knotenpunkte für Informationen und Geschichten in der Nachbarschaft.

Gronemeyer und Bahr (1977) zeigten allerdings in Auseinandersetzung mit der geschilderten eher skeptischen Perspektive auf, dass Nachbarschaften immer noch eine Funktion besitzen. Dies wiesen sie in ihren empirischen Untersuchungen nach.

SONDERFALL DDR

In Ostdeutschland haben sich die beschriebenen Entwicklungen wie in einem Zeitraffer unmittelbar nach der Wende vollzogen. Als sich die ‚Notsolidarität‘ sozialer Netze in der DDR auflöste, schienen auch die Nachbarschaften vielerorts ihre Funktion verloren zu haben und einer starken sozialen Differenzierung ausgeliefert zu sein. Herlyn und Hunger (1994) fanden bei ihren Untersuchungen in den Städten Halle und Wittenberg sogenannte Schübe in den milieurelevanten Strukturen:

- Es gab einen Mobilitätssprung, d.h. viele Bewohner suchten sich eine neue Wohnung in anderen Stadtgebieten, weil sie nun eine größere Wahlmöglichkeit besaßen.

- Es fand eine (neue) sozioökonomische Differenzierung, eine "Entfesselung der Sozialstruktur" statt, die durch neue berufliche Karrieren bedingt war. Dies führte teilweise zu einer "Entsolidarisierung".
- Der sogenannte Konsumsprung bestand in einer Zunahme der Haushaltsautarkie, die Regulierung erfolgte immer mehr durch vorhandenes oder eben auch nicht vorhandenes Geld und nicht mehr über nachbarschaftliche Abhängigkeiten.
- Teilweise waren die Nachbarschaften durch eine verstärkte Anwesenheit in den Tagesstunden durch neue Erwerbsformen und die Erwerbslosigkeit im Wohngebiet geprägt. Dies führte aber nicht unbedingt zu mehr Aktivitäten, sondern der Alltag wurde oft durch Rückzug aus der Öffentlichkeit, Entpolitisierung, Desinteresse an öffentlichen Aufgaben und durch Existenzsorgen geprägt.
- Es herrschte das Gefühl der „Enteignung“ der eigenen Wohnung, die vorher als Quasi-Eigentum gestaltet und genutzt wurde.

DISKUSSION UM DIE RENAISSANCE DER NACHBARSCHAFT

Nachdem vor allem in den 1950/60er Jahren vor allem die ‚Entfunktionalisierung‘ von Nachbarschaften im Zuge (städtischer) Dienstleistungsökonomien diskutiert worden war, lebten in der Folge wieder andere Urteile über die Entwicklung von Nachbarschaften auf:

- 1970er Jahre: Einbeziehung von Nachbarschaften in die Gemeinwesenarbeit, Gegenmodell zur Anonymität von Großsiedlungen (Mitscherlich: „Unwirtlichkeit der Städte“) und erste Nachbarschaftsprojekte in der Stadtentwicklung)
- 1990er Jahre: Nachbarschaften als Bedingungen des Wohnens, Beieinander unterschiedlicher Lebensstile (Albrow)
- 2000er: Quartier und Nachbarschaft als (überschaubares, lebensweltliches) politisches Handlungsfeld in einer globalisierten Welt, gegen die Segregation in den Städten

Entgegen dem Verständnis von Nachbarschaft als geschlossene Gruppe an einem festen Ort geht Martin Albrow (1997) von *individuell geprägten* Beziehungsnetzwerken mit variierenden und sich überschneidenden Reichweiten aus. Menschen leben zwar an einem gemeinsamen Ort, berühren sich aber in ihren sozialen Kontakten und alltäglichen Wegen kaum. Sie bilden Bedeutungs- und Interessensfelder aus, die zwar physisch am gleichen Ort angesiedelt, aber in keiner Weise deckungsgleich sind. Im gleichen Haus können durchziehende Migranten, nur zum Schlafen kommende Pendler, den ganzen Tag anwesende Rentner mit jeweils unterschiedlichen Raum- und Zeithorizonten ihrer sozialen Netzwerke leben. Sie nutzen „den Ort als Sitz und Ressource sozialer Aktivitäten in sehr unterschiedlichen Formen“ (1997, S. 311).

Gründe für die Renaissance der Nachbarschaften:

- Annahme, dass die Familiensysteme nicht mehr die traditionelle Unterstützungsfunktion leisten können, die sie insbesondere in Deutschland inne haben (Erika Spiegel 1986, Peter Ahlheit 2010)
- infolge der Ökonomisierung der Stadt und dem Rückzug des Sozialstaates, in der ungesteuerten Stadt („drifting community“) partielle und freiwillige Sozialbindungen wie die Nachbarschaft immer wichtiger werden (Richard Sennett 2000).
- sozialetische Gründe angegeben, weil Nachbarschaften gegenüber staatlich verantworteten oder professionalisierten Systemen einen stärker lebensweltlichen Bezug aufweisen (Klaus Dörner: dritter Sozialraum).

Strittig ist nach wie vor, ob es sich um eine Illusion oder bereits bestehende, gestaltbare Wirklichkeiten handelt:

- Gerade dort, wo ökonomische Defizite bestehen, Dienstleistungsangebote weniger wahrgenommen und Mobilität weniger erreichbar ist, erweist sich Nachbarschaft möglicherweise als wichtiges Unterstützungsnetzwerk.
- die Bedeutung der räumlichen Nähe im Wohnquartier für den Bestand von Netzwerkbeziehungen eine nachrangige Bedeutung zu haben scheint. Wesentliche solidarische und Unterstützungsbeziehungen beruhen auf anderen familiären und freundschaftlichen Beziehungen (Bridge 2002, Farwick 2008).

NACHBARSCHAFT UND ÄLTERE

Rüßler (2012) fordert beispielsweise den Einsatz bürgerschaftlich engagierter Senioren als „Nachbarschaftsstifter“ in den Wohnquartieren der Stadt

Eine ‚funktionierende‘ und lebendige Nachbarschaft scheint insbesondere für ältere Bewohner/innen ausgesprochen relevant und trägt entscheidend dazu bei, selbstbestimmt in der vertrauten Wohnumgebung wohnen zu können (Beetz 2013). Die Abhängigkeit vom unmittelbaren Wohnumfeld nimmt in der Regel zu; eingeschränkte Zugänge auf den ‚kleinen‘ Wege können bereits zu Mobilitätsbarrieren werden.

Einerseits kann von einer relativen Bedeutungszunahme ausgegangen werden, andererseits ist empirisch insgesamt ein Rückgang von unterstützenden Kontakten mit der Zunahme des höheren Alters zu verzeichnen.

Die große Individualität und Pluralität der Lebenslagen im Alter ist auch im Hinblick auf die nachbarschaftlichen Netzwerke zu berücksichtigen.

BEDEUTUNG VON NACHBARSCHAFTEN IN STADT UND LAND

Nachbarschaften als wichtige Unterstützungsfunktion in Dörfern

- Nachbarschaftshilfe gilt in den Dörfern als ein wichtiges Prinzip des Zusammenlebens und der gegenseitigen Unterstützung
- Grund hierfür sind vor allem zwei Faktoren: andere Hilfen und Dienstleistungen sind weniger gut zu erreichen und es herrscht eine insgesamt geringere Dienstleistungsdichte als in der Stadt

Nachbarschaftshilfe ist weniger als eine emotionale Angelegenheit, sondern eine Notwendigkeit gegenseitiger Unterstützung: Die beiden Volkskundler Albert Ilien und Utz Jeggle bezeichneten es als dörflichen „Not- und Terrorzusammenhang“.

Die Nachbarschaftshilfe besitzt klar umrissene Funktionen:

- Die Nachbarschaft bezieht sich je nach den lokalen sozialen Auffassungen auf das gesamte Dorf oder auf einzelne Nachbarschaftseinheiten im Dorf.
- Es herrscht ein strikt subsidiäres Prinzip, d.h. die Nachbarschaftshilfe ist der Selbsthilfe und der familiären Hilfe nachgeordnet.

Die andere Funktion der Nachbarschaft heißt nicht unbedingt, dass es in Dörfern gute Nachbarschaften real gibt. Aber anders als in der Stadt werden nicht vorhandene Nachbarschaftshilfen eher als Problem formuliert. Insbesondere in den ostdeutschen Dörfern wird vielerorts eine Abnahme der Nachbarschaftshilfe konstatiert, insbesondere bei den älteren Bewohner_innen.

EMPIRIE DER NACHBARSCHAFT

Die Empirie bestätigt eine allgemeine Auflösung von Nachbarschaften ebenso wenig wie deren Renaissance. Vielmehr muss von unterschiedlichen und neuen Qualitäten von Nachbarschaften ausgegangen werden.

Drei Formen eines **Nachbarschaftsverständnisses** in Berliner und Brandenburger Wohnungsgenossenschaften wurden meinerseits herausgearbeitet (Beetz 2005, 2007):

- (1) Nachbarschaft wird als *Rahmenbedingung einer privaten Wohnform* verstanden. Gerade weil das Wohnen in seiner Individualität betont wird und der Alltag an vielen Orten stattfindet, wird es als

wichtig angesehen, Konflikte zu vermeiden und das Wohnumfeld als verlässlich und sicher zu erleben. Zeremonielle Gesten sind für die „freundliche“ Atmosphäre im Haus wichtig, ansonsten herrscht gegenseitige Akzeptanz trotz unterschiedlicher Lebenslagen und Wohnformen vor. Engagement wird geleistet, wenn es notwendig ist, dann zumeist in zeitlich begrenzter Initiative und bei Wahrung gemeinsamer Interessen.

- (2) Unter Nachbarschaften werden zudem *überschaubare und geregelte soziale Verhältnisse* verstanden. Diese Auffassung geht typischer Weise mit Abgrenzungen gegenüber so genannten anonymen Wohnformen einher, formuliert normative Verhaltensweisen im Zusammenleben und orientiert sich an bestimmten Ordnungsvorstellungen wie der Treppenreinigung.
- (3) Schließlich werden Nachbarschaften als *lebendige Netzwerke* beschrieben, in denen gegenseitige Unterstützungsleistungen wie Blumengießen im Urlaub, Einkäufe oder Aushilfen im Alltag geleistet werden und gemeinsame soziale Aktivitäten stattfinden. Nicht jedes Mitglied hat also die gleichen Vorstellungen von Nachbarschaften.

Es gibt sogar Konflikte zwischen Bewohnern mit ausgeprägtem normativen und solchen mit individualisiertem Interesse an Nachbarschaften. Doch trotz widersprüchlicher Vorstellungen im Einzelnen werden gelungene Nachbarschaften, ein Klima der Freundlichkeit, im Allgemeinen als außerordentlich wichtig für die Wohnqualität angesehen:

In einer sächsischen Kleinstadt haben wir zwölf verschiedene Nachbarschaften in der Stadt untersucht, d.h. wir haben mit über 100 Bewohner_innen über ihre Nachbarschaft gesprochen (Beetz 2012). Das zeigte sich eine große Übereinstimmung mit Forschungen zum Selbstverständnis: Die größte Kategoriengruppe bildete mit 95% das Grüßen, dann mit 80-90% ein gutes Verhältnis, Plaudern, kleine Hilfen; mit 50-60% Unterstützung, Treffen.

Interessant war, dass wir die allgemeine soziale Figuration „Nachbarschaft“ vor allem als ein **halböffentlichen Bereich** herausarbeiten konnten: Das ‚Eindringen‘ in den halböffentlichen Bereich der Nachbarschaften wurde bei der Untersuchung von den Befragten problematisiert.

Aber: Die untersuchten Nachbarschaften unterscheiden sich in ihrer Funktion und Struktur erheblich, sie bilden eigene Subkulturen aus, die in der gleichen Kleinstadt sehr unterschiedliche Nachbarschaftsverhältnisse hervorbringen. So lassen sich Nachbarschaften nicht auf bestimmte Häuser und Hausaufgänge begrenzen, sondern sie bilden sich über verschiedene Sozialräume.

Kleinräumige soziale Netze können wichtige menschliche Bedürfnisse wie Zugehörigkeit, Einbindung (Inklusion), Partizipation, personale Anerkennung und Legitimität sichern. Funktionierende Nachbarschaften stellen keine verschworene Gemeinschaft, sondern soziales Kapital dar, das den potentiellen Zugang für alle Bewohner beinhaltet und den Grundstock zu weiteren Aktivitäten bilden kann.

In einem anderen Projekt (ELA) fand eine Auseinandersetzung mit dem **Begriff der ‚Hausgemeinschaft‘** statt (Beetz 2013). Gerade in Ostdeutschland wird der Begriff oft als Synonym

für Gewährleistung und gleichermaßen ‚Überwachung‘ einer „sozialistischen Lebensweise“ (Günther, Nestmann 2000: 323) benutzt.

- eine **positive** Facette gesellschaftlichen Lebens artikuliert wurde.
- ‚Hausgemeinschaft‘ als **lokale Begrenzung** eines mehr oder weniger formalen Netzwerks sowie gewachsener kollektiver Erfahrungen, mit dem „Geborgenheit, Wärme, Menschlichkeit, Stabilität und Solidarität“ (ebd.: 325), ein starker Gruppenbezug
- erfolgt eine bewusste **Abgrenzung von Vergangenheit und Gegenwart**, wobei die heutigen Erwartungen eng an frühere Erfahrungen gekoppelt sind. Geschildert werden – relativ einvernehmlich – Erlebnisse, die den Zusammenhalt in früheren Zeiten bekräftigen und nun gefährdet sind

Es herrscht eine Perspektive der Vergangenheit vor: *Ja früher (...) am Anfang war das schon äh bissel anders. Also da hat man noch mehr zusammen gehalten. Da hat eine Hand die andere gewaschen sozusagen, gibst du mir das, kriegst du von mir das. (C1: 1278-1280, P4)*

Es gibt durchaus noch Hausgemeinschaften, die hundertprozentig funktionieren. (...) wenn da einer de Schneeschippe in de Hand nimmt, dann finden sich die anderen auch sofort mit (...) und die das nicht konnte, die hat dann aus dem Fenster geschaut und hat gesagt: »Na wenn ihr fertig seid, ich hab schon einen Kuchen im Ofen, dann gibt es Kuchen« So, also das gibt es noch. Aber es gibt auch leider sehr sehr viele Hausgemeinschaften, die überhaupt nicht mehr funktionieren (E1: 394-403).

Beschreibungen der **Gemeinsamkeit**

- über ähnliche Lebenslagen der jungen Frauen mit Kindern her – auch glichen sich die Berufe und Beschäftigungsverhältnisse der Genossenschafter
- über gemeinsame Bauarbeiten und Freizeittätigkeiten erfahrene Vergemeinschaftung wird stetig in Formulierungen von ‚wir‘ und ‚uns‘ deutlich, die auf einen gemeinsamen Erfahrungsraum hinweisen. Wie die nachfolgenden zwei Ausführungen verdeutlichen, symbolisieren die ‚Aufbaustunden‘ einen Arbeitsbegriff, in dem Pionierhaftigkeit, Solidarität und sozialer Zusammenhalt ineinandergreifen;
- gegenseitiger ‚Beschaffungshilfe‘ benannt, einer Form von Verlässlichkeit also, bei entsprechendem Bedarf, der in einer Mangelwirtschaft stetig gegeben war

Der gegenwärtige Zustand wird als Abweichung von der ‚gewachsenen‘ Nachbarschaft beschrieben:

- Wohndauer und das damit zusammenhängende Alter bzw. Lebensphase, d.h. Bewohnerwechsel (Zuzug) gefährdet den nachbarschaftlichen Zusammenhalt;
- Sozialer Status, d.h. unterschiedliche soziale Entwicklungen (z.B. soziale Spaltungen in Erwerbstätige/Nichterwerbstätige, verschiedener familiärer Status) belasten Nachbarschaften;
- Alltagsinteraktionen, d.h. veränderte Alltags- und Arbeitsrhythmen sowie (geographische) Mobilität erschweren nachbarschaftliche Beziehungen.

Die Darstellungen weisen (lebensphasenspezifisch) eine starke Dichotomisierung und Idealisierung auf:

- Dem Früher – vor 1989 – wird in den Darstellungen häufig das Lebendige, Kollektive sowie Geborgenheit und Sicherheit zugeschrieben; Praktiken der Vergangenheit werden nicht in Frage gestellt,
- Hingegen wird die Zeit ‚nach der Wende‘ in Beziehung mit Unsicherheit, Anonymität, ‚Zerfall des Gemeinschaftlichen‘ oder auch Individualisierung gesetzt; gegenwärtige Beschreibungen. Soziale Konkurrenz, Statuskämpfe wie soziale Unsicherheiten
- ‚Wende‘ wird als gravierender Einschnitt für einen Veränderungsprozess;

In dem Maße wie die traditionellen, gewachsenen Hausgemeinschaften auf früheren kollektiven Erfahrungsräumen beruhen (die soziale Gruppe), bilden die ‚Alt-Eingesessenen‘ gegenüber den ‚Neuen‘ im Theorieverständnis von Elias und Scotson (1993; vgl. auch Alheit 2010: 130 ff.) die Figuration ‚Etablierte‘ und ‚Außenseiter‘ aus:

- sagt eine Gesprächspartnerin, die vor zwei Jahren in die Genossenschaft gezogen ist, beispielsweise: *wir sind eigentlich von den älteren Herrschaften von Anfang an gut aufgenommen worden* (C1: 352-353, P5). In dieser positiv geschilderten Erfahrung steckt trotzdem die strukturelle Differenz. werden.

Die traditionelle Hausgemeinschaft wird einer unverbindlicheren Form der Nachbarschaft gegenübergestellt, die mit höherer Mobilität begründet wird. Es wird sich also an einem bestimmten Nachbarschaftsverständnis orientiert und dies versucht durchzusetzen.

- Verknüpfung von langjähriger Wohndauer, gemeinsamer Generationenerfahrung und individuellem Altern.

Der Hauseingang der mir da jetzt einfällt, (...) da fand ein Bewohnerwechsel statt. Und der neue Bewohner, aus welchen Gründen auch immer, hat gesagt »also bei den Geburtstagen da klinge ich mich aus. Will ich nicht, ich will nicht, dass jemand zu mir kommt und mir gratuliert und ich will auch nicht zu anderen gehen und da gratulieren müssen«. (...) und das haben dann andere Bewohner zum Anlass genommen, sich drüber Gedanken zu machen »Och wenn der nicht mit macht, na dann wollen wir auch nicht mehr«. Und dann ist die Tradition da in diesem Hauseingang da weg (C2: 371-378).

Wie gelingt eine Transformation der traditionellen Hausgemeinschaft in neue Formen der Nachbarschaft? Hierbei wurden vor allem zwei Ansätze genannt:

- Zum einen wird die Existenz bestimmter Anlässe, Orte und Personen thematisiert, die einen Rahmen für nachbarschaftliches Zusammenleben geben bzw. organisieren.
- Zum anderen wird die Erwartung formuliert, dass Neubewohner/innen bereit sind, sich in die (noch) bestehende Gemeinschaft zu integrieren. Integration würde dann entsprechend gelingen, wenn spezifische Wertvorstellungen, das ‚Befolgen‘ von sozialen Normen und Verhaltensweisen (z.B. das Grüßen) oder Lebensentwürfe mit den Vorstellungen der bestehenden Gemeinschaft in Einklang gebracht werden können.

Bei einem relativ hohen Zuzug ‚Neuer‘ werden für die ‚Alteingesessenen‘ vorhandene Regeln infrage gestellt, zumal diese oft nur informell geregelt sind. Die daraus resultierenden Konflikte wirken dort

besonders heftig, wo dafür keine Ausgleichsmöglichkeiten bestehen, sondern das Prinzip der Anpassung an bestehende Strukturen vertreten wird. In diesem Rahmen bleibt vor allem der Wunsch nach Regulierung durch selektive Wohnraumvergabe.

Die folgende Gesprächssequenz aus einer Bewohner_innendiskussion verdeutlicht wie diskursiv ein Verständnis für die Lebenslage Jüngerer entwickelt wird, aus der heraus im Alltag andere Prioritäten gesetzt werden.

P4: Die jüngeren Leute wollen keinen Garten mehr, die haben ihre Arbeit und sind abends kaputt

P3: Ja aber hatten wir denn keine Arbeit

P4: Das hat damit nix zu tun

P7: Die fahren ja auch alle möglichen Wege viel mit dem Auto

P4: Früher wurde nicht so intensiv gearbeitet wie heute (...) heute ist es intensiver

P2: Bloß wer heute Geld hat, der sagt wozu brauche ich einen Garten mit Anbauen und so

P4: Früher wurde auch alles ruhiger angegangen, heutzutage ist die Hektik viel zu groß (C1: 1460-1474).

Tradierte Hausgemeinschaften haben wir als tendenziell starre, konservative, Wertesichernde und begrenzt dynamische und wenig anpassungsbereite Gebilde wahrgenommen. Zum anderen konnte aber auch eindrücklich veranschaulicht werden, wie sehr die Hausgemeinschaften in Veränderung begriffen sind. Lösungen im alten System suchen und dieses aufrechterhalten oder neue Formen suchen.

GESTALTUNG VON NACHBARSCHAFTEN

Es kann in der modernen Gesellschaft immer weniger davon ausgegangen werden, dass Nachbarschaften einfach so bestehen. Wie viele andere sozialen Beziehungen müssen sie gestaltet werden.

„Ich würde gerne in einer angenehmen Atmosphäre leben. Dass man mit den Leuten gut auskommt, dass man auf die Straße geht und sich grüßt. Das gibt's alles, aber ich kann nicht erwarten, dass es von allein passiert, wenn ich selber nichts beitrage. Wenn nicht alle, aber vergleichsweise viele Menschen was machen, wird die Atmosphäre besser. Ich bin der Mensch, der nicht alles von anderen erwartet, sondern selber was tut. Das macht sehr viel Spaß. Es ist zwar mit Arbeit verbunden, aber man kann viel selber gestalten“ (Interview, Beetz 2006).

Das Problem liegt genau darin, dass Bewohner ihre Wohnumwelt als Selbstverständlichkeit ansehen. Es gibt genügend Beispiele, die zeigen, wie *prekär* Nachbarschaften sind, weil sie vom Verhalten Einzelner und den sozialen Kontakten abhängen. Nach der Selbsteinschätzung der Bewohner ist der Einfluss der Nachbarschaften auf die Wohnqualität groß.

Inzwischen setzt sich in der öffentlichen Diskussion die Einsicht durch, dass Nachbarschaften keine natürlichen Gebilde sind, erwachsen aus dem gewohnheitsmäßigen Zusammenleben, sondern dass es sich um soziale Beziehungen handelt, die gestaltet und gepflegt werden müssen.

Zwei Richtungen in der Nachbarschaftsgestaltung:

- Die Strategie der *Selektivität* setzt auf gezieltes Mitgliedermanagement, indem Nachbarschaften über die *soziale Zusammensetzung* der Mitglieder oder Bewohner einer Genossenschaft geregelt werden sollen. Sie bezieht sich weniger auf das Zusammenleben als die soziale und wirtschaftliche Stabilität der Haushalte, d.h. Wohnungen werden nicht an Bewohner vergeben, von denen negative Auswirkungen auf die Nachbarschaften erwartet werden, und der Wohnungsbestand wird auf mittlere Einkommenslagen ausgerichtet. Selektive Mitgliedschaft ist als *passive Strategie* anzusehen, denn sie verzichtet weitgehend auf aktive gemeinschaftliche Integrationsleistungen.

Dafür ein Beispiel aus einem Interview mit einem Geschäftsführer eines Wohnungsunternehmens: *Wir wollen anständige, gewissenhafte, saubere, ordentliche Nutzer, Mitglieder unserer Genossenschaft und vor allen Dingen, vor allen Dingen auch bei uns hier draußen junge Leute (...) Asoziale sollte man vermeiden. Ich sag das so ganz deutlich (...) Die können das ganze Wohnumfeld ver- äh äh kaputt machen (A6: 573-581, S).*

- *Gestaltung* ist die zweite Strategie. Erfolgsbedingungen für die Entwicklung von Nachbarschaften sind nur vorsichtig zu benennen. Sicher ist die *soziale Zusammensetzung* der Bewohner, ihrer Lebensstile, Mentalitäten, Zeitrhythmen und Verhaltensweisen entscheidend und vielfach werden deshalb ähnliche Lebensformen in der Wohnungsbelegung angestrebt, um Konflikte zu vermeiden. In den Untersuchungen kommt klar zum Ausdruck, dass eine gewisse soziale Homogenität als vorteilhaft für die Entstehung von Nachbarschaften eingeschätzt wird. Diese – auch in der Wissenschaft – häufig vorgetragene These der Homogenität findet sich in der Praxis oft bestätigt. Doch können gerade unterschiedliche Interessen- und Lebenslagen Nachbarschaften interessant bzw. notwendig machen. Das nennen wir Diversität.

Erkenntnis der Stadtforschung war, dass nicht allein die Wohndauer, sondern die Aktivitäten über die Identifikation mit der Wohnumwelt entscheiden. Soziale Zusammengehörigkeit wird oftmals aus gemeinsamen Bauaktivitäten und Freizeitgestaltungen abgeleitet. Enge nachbarschaftliche Beziehungen bilden sich in Phasen einer gewissen *Unordnung* heraus, in denen Bewohner informell aufeinander *angewiesen* sind und neue Kommunikationsstrukturen entwickeln müssen.

Zur Gestaltung nachbarschaftlicher Beziehungen gehören auch **Konflikte und Streit**. Die Notwendigkeit von Vermittlungen ist sehr wichtig, weil Konflikte kaum offen ausgetragen und von den Nachbarn oft nicht selbstständig beigelegt werden.

Kommunikative Räume wie der Grill- oder Spielplatz ermöglichen nachbarschaftliche Beziehungen.

Die ganze Hausgemeinschaft feiert zusammen Geburtstage, grillen zusammen, Kinderweihnachtsfeier als die Kinder noch kleiner waren und alles Mögliche, Silvester (E3: 229-232, G).

Den Spielplatz und den Grillplatz! Und dort trifft sich die Jugend. Und grillt dort gemeinsam. Das ist schon wieder eine positive Sache. (...) [...] Da treffen sich jetzt drei, vier Familien. Manche grillen. Das finde ich positiv. (...) Und jetzt habe ich festgestellt, jüngere Familien, die finden sich auch. Und die finden sich dort, wo es am buntesten und schönsten ist. Das ist natürlich die mittlere Wohnscheibe. Und dadurch entsteht natürlich wieder Leben. (B5: 675-693)

Wenn sich Nachbarschaft im halböffentlichen Raum herstellt, braucht es entsprechende ermöglichende Infrastrukturen in Gestalt von Gemeinschaftsräumen, Bänken im Hauseingangsbereich oder auch leicht zugänglichen Treffpunkten im Wohngebiet. Mit Blick auf die noch näher zu betrachtenden Nachbarschaftshilfen bedeutet diese Erkenntnis zugleich eine Überwindung definierter Grenzen bzw. das Aufheben dieser, wenn Nachbarschaften als komplementäre Unterstützungssysteme an Bedeutung gewinnen.

In einem weiteren Projekt untersuchten wir bundesweit in vierzehn Dörfern den **Wandel von Unterstützungsstrukturen** (Beetz u.a. 2015). Insbesondere setzten wir den Fokus auf die Frage, welche Unterstützung Pflegende in den Dörfern erhalten. 5% der befragten Pflegenden gaben an, dass sie Unterstützungen durch Nachbarn erhalten, 8% aller Befragten gaben an, dass sie bereits Hilfestellungen bei der Pflege von Nachbarn geleistet hätten. Offenbar herrschte bei diesen Antworten ein instrumentelles Pflegeverständnis vor, denn in den qualitativen Interviews mit Pflegenden spielten die Nachbar_innen eine weitaus größere, teils unterstützende, teils kontrollierende Rolle. Die Familie allein ist mit den Pflgetätigkeiten oft überfordert, die Nachbarschaft kann diese Entlastung in der Regel nicht leisten. Als konstruktiv erwiesen sich einige dörfliche Nachbarschaftsprojekte, die gezielt und organisiert einen welfare mix leisteten.

INSTRUMENTALISIERUNG VON NACHBARSCHAFT ALS UNTERSTÜTZUNGSSYSTEM?

Nachbarschaften dienen – wie wir sie bislang behandelt haben – vor allem als **supplementäre Unterstützungssysteme**. ‚Gute‘ Nachbarschaften werden häufig als potentielle Unterstützungssysteme angesehen. Nachbarschaftshilfen erweisen sich bei näherer Betrachtung als differenziertes Arrangement von (gegenseitigen) Gefälligkeiten und Hilfen sowie Intensitäten und Verbindlichkeiten.

Beispiele aus dem bereits erwähnten Projekt ELA (Beetz 2013):

Hausordnung übernehmen	<i>Bei uns die Nachbarin, die ist paar in die 80 Jahre und wenn die eben mal krank ist, oder (...) gesundheitlich nicht mehr so kann, wird dann eben die Hausordnung mit gemacht oder man geht eben mal einkaufen, wenn sie was möchte haben (C1: 60-70, P4).</i>
Fahr- und	<i>Ich beispielsweise nehme immer aus unserem Wohngebiet drei oder vier alte</i>

Begleitdienste	<i>Herrschaften, alte Damen, so wie ich eine bin und noch älter (...) Die eine ist schon über 90 mit, jeden Freitag zum Sport, zum Herzsport. Die käme dort gar nicht hin ohne Auto. Ja. Und (...) wir sind dort auch eine sehr eingespielte Truppe (A6: 327-331).</i>
Einkäufe, Besorgungen	<i>Ich geh also für zwei ältere Menschen einkaufen. Zwei Mal wöchentlich für die eine. Das andere ist Gelegenheitsdienst. Und mittlerweile hab ich noch jemand übernommen, die nicht zur Sparkasse kommt, ihr Rente nicht holen kann (A6: 354-357).</i>
Gelegenheitsdienste	<i>Also für mich ist es ganz wunderschön. Wir haben nicht nur alte Leute im Haus, wir haben alle Generationen im Haus (...) und da ist es so, dass praktisch jeder einen mal anspricht, jeder hilft, ob das junge Leute sind. Manchmal (...) fragen die gar nicht, da nehmen die die Tasche und gehen die Treppe hoch (E3: 217-225, L).</i>
Sozialkontakte	<i>Ich hab vier alte Leutchen die zu meinem Freundeskreis gehören, die leider jetzt gar nicht mehr wissen wenn ich komme, aber ich geh selbstredend hin (E3: 239-241).</i>
Reparaturen	<i>Mal den Rasenmäher reparieren oder eine so ne Kabeltrommel reparieren (...) oder `ne Lampe angemacht oder geholfen, ob man mal bei Gardinen Bretter anmachen oder Gardinen machen. (...) oder mal Sicherung auswechseln. (...) Was ich nicht machen kann, dass sage ich ganz ehrlich (...) irgendwo am Fahrrad was reparieren oder irgendwas im Keller also eigentlich alles. Ist so quer durch alle Sachen (B5: 50-63, N).</i>
Versorgung mit Essen	<i>Meine Nachbarin, (...) die hat ja Gelenkrheuma [...] wenn ich eben koche und es ist was übrig, dann schaff ich ihr mitunter ein kleines Leckerle rüber, nor (C1: 177-193, P6).</i>

Nachbarschaftliche Unterstützungs- und Hilfestrukturen sind in diesem Sinne nicht öffentlich, weil es für viele Bewohner/innen selbstverständlich ist und ungern darüber geredet wird.

M: Fällt uns ein bisschen schwer darüber zu reden, weil es eigentlich selbstverständlich ist.

L: Wir sind ja auch so aufgewachsen, ne.

M: Eben. Da denkt man gar nicht, dass das erwähnenswert ist (E3: 282-287)

N: Mir würde das wiederstreben, wenn ich sage, dass ich dort und dort etwas gemacht habe. Nein das mache ich nicht.

H: Entweder ich fasse mit an oder ich fasse nicht zu.

N: Nein, ich selbst wenn ich jetzt zur Genossenschaft gehe und sage hier ich habe das gemacht in dem letzten halben Jahr. Nein das mache ich nicht (B5: 376-382).

Insbesondere mit Hilfe der Gruppengespräche gelang es uns den halböffentlichen Raum nachbarschaftlicher Unterstützungen zu thematisieren. Dabei war deutlich zu erkennen, dass sich diese substantiell zu institutionalisiert-formellen Nachbarschaftshilfen sowie professionellen

haushaltsnahen Dienstleistungen abgrenzen. Charakteristisch für die nachbarschaftlichen Hilfe- und Unterstützungszusammenhänge ist das Prinzip der Reziprozität, mit dem die Gegenseitigkeit bzw. Wechselseitigkeit des Helfens zum Ausdruck gebracht wird.

- gründen auf einer **Vertrauensbeziehung**, die sich über Kommunikation und positive Erfahrungen herstellt: Das Vertrauen muss da sein. (...) von heute auf morgen kommt das auch nicht das Vertrauen (B6: 250-259, B). Sehr viel bedeutsamer wird die Dimension des Vertrauens, wenn es um regelmäßige Nachbarschaftshilfen geht, die insbesondere in der Wohnung als Ort der Privatsphäre stattfinden.
- die Wichtigkeit gegenseitiger Unterstützung hervorgehoben wird, betonen sie gleichzeitig die personellen wie materiellen oder zeitlichen Ressourcen. Trotz einer **Verpflichtung zum Helfen** ist die **Selbstbestimmung** ein entscheidendes Merkmal der Nachbarschaftshilfe. Es liegt im Ermessen der Bewohner/in, wie und in welchem Umfang sie erfolgt, auch wenn grundsätzlich eine Erwartung an gegenseitige Hilfeleistungen vorhanden ist.
- Ausbalancieren zwischen Unterstützungsbedarfen und -möglichkeiten ist – wie im folgenden Beispiel – vor allem mit zunehmender Verantwortung eine Gratwanderung. Als hilfebedürftiger Nachbar kann man sich vor dem Hintergrund der **Reziprozitätsnorm** gezwungen sehen, gut gemeinte Unterstützungsangebote abzulehnen bzw. eigentlich notwendige Hilfen gar nicht erst zu suchen (vgl. Günther 2005: 435 f.). Wenn der Grad der Verbindlichkeit und Kontinuität des Helfens zunimmt, bedeutet dies nicht selten, dass die Reziprozitätsnorm mit materiellen Leistungen (Entgelt) kompensiert wird.
- Der indirekte Charakter der Reziprozität liegt darin, dass die gegenseitige Hilfe durchaus zeitlich und räumlich differieren kann, also nicht nur auf den Austausch zwischen zwei Personen oder Haushalten bezogen ist, sondern auf ein **solidarisches Netzwerk**. Unterstützungsstrukturen basieren auf dem unausgesprochenen Verständnis, dass Hilfe bei entsprechender Bedürftigkeit erwartet werden kann.
- Solange es sich um gelegentliche, einmalige und damit tendenziell unverbindliche Unterstützungen handelt, verträgt sich dies gut mit dem **supplementären Charakter** bzw. der **Notlage** informeller Hilfebezüge: *Da kommt ja dreimal der Dienst, aber zwischendurch helfe ich eben auch ein bissl* (C1: 190-191, P6). Es gibt auch regelmäßige, routinierte nachbarschaftliche Hilfen wie die Mitnahme zum Sport oder Hausbesuche, die einen Übergang zu Dienstleistungen oder ehrenamtlichen Engagement oder Freundschaften bilden. Mit zunehmenden Verbindlichkeitsgrad braucht es in der Regel professionellere Unterstützungssysteme, die von Bewohner/innen in ihrer Rolle als Nachbarn nicht bzw. nur bedingt leistbar sind: *Wenn eben einer pflegebedürftig ist, da kann man dort schlecht helfen* (C1: 280, P4).

Nachbarschaftshilfe schafft soziale Abhängigkeiten, die Menschen nicht unbedingt eingehen wollen: *Den Mietern fällt es viel leichter, Hilfe anzubieten. Das geht schneller. Aber es fällt ganz schwer zu sagen: Ich benötige Hilfe. Das ist uns aufgefallen, das ist ein riesengroßes Problem* (B2: 126-128).

So kontextabhängig die Abgrenzung von informellen und formellen nachbarschaftlichen Hilfen auch ist, wird mit **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.** der Versuch einer Systematisierung unternommen: Idealiert erfolgt eine **Unterscheidung zwischen informellen**

nachbarschaftlichen Hilfen, institutionalisiert formellen Nachbarschaftshilfen und professionellen, haushaltnahen sowie personenbezogenen Dienstleistungen.

Nachbarschaftlichen Hilfen liegt also in Abgrenzung zu organisierten (ehrenamtlichen) **Nachbarschaftsprojekten** und professionellen Diensten eine spezifische Logik zugrunde, die insbesondere in den Merkmalen der Reziprozität, Ressourcenausstattung und dem Grad der Verbindlichkeit zum Ausdruck kommen.

Systematisierung von unterschiedlichen Unterstützungsformen:

Unterstützungs- bereiche Beziehungsform	Informelle nachbarschaftliche Hilfen	organisierte Nachbarschaftsprojekte	Professionelle, haushaltsnahe Dienstleistungen
Grad der Reziprozität	hoch	abnehmend	Niedrig
Ressourcen	vielseitig nach Personen	zielgerichtet	klar definiertes Leistungsspektrum
Autonomiegrad	hoch	abnehmend	niedrig
Vertrauen	hoch	hoch	funktional
Grad der Verbindlichkeit	niedrig	zunehmend	hoch
Entgelt, Vergütung	Unüblich	üblich	Bedingung

In unseren Untersuchungen konnten wir feststellen, dass Nachbarschaften im Sinne eines ‚dritten Sozialraumes‘ beträchtliche Ressourcen innewohnen. Lebenslanges Wohnen in vertrauter Umgebung erfordert in der Regel solche informellen nachbarschaftlichen Unterstützungsstrukturen, welche das sozialstaatliche und familiäre Hilfesystem ergänzen. Deren gezielte ‚Indienstnahme‘ ist jedoch aufgrund des auf Sympathie beruhenden, gewachsenen und vertraut gewordenen Beziehungsgeflechtes der Nachbarschaft kaum möglich; Nachbarschaftshilfe ist nicht unmittelbar planbar. Nachbarschaftliches Solidaritätsverhalten resultiert aus sozialer Kommunikation und gegenseitiger Achtsamkeit. Damit sind die Grenzen klar zu benennen: Es handelt sich um eher supplementäre Unterstützungssysteme, die auch in ihren Aufgabenfeldern beschränkt sind. Nach unseren Untersuchungen dienen sie nicht als Organisationsrahmen für kollektive Gestaltungen im Wohnumfeld.

PRAXIS VON NACHBARSCHAFTEN UND NACHBARSCHAFTSPROJEKTEN

Abschließend sollen einige Überlegungen angestellt werden, wie Nachbarschaften und Nachbarschaftsprojekte umgesetzt werden können.

Grundsätzlich sollten bei jedweder Form von ‚Aktivierung‘ folgendes beachtet werden:

- Unterschiedlicher Formalisierungsgrad und Heterogenität der Ziele, das verlangt oft einen erheblichen ‚Klärungsbedarf‘, weil nicht alle Beteiligten das gleiche meinen, wenn sie die Idee der Nachbarschaftshilfe grundsätzlich gut finden
- Problem des ‚sozial engineering‘: soziale Beziehungen sind nicht völlig gestaltbar und schon gar nicht erzwingbar: Gerade die Auffassung von der Steuerbarkeit von ‚Aktivierung‘ führt zu (realen oder vermeintlichen) Misserfolgen
- erhebliche Unsicherheiten bei ‚Investitionen‘ in das Gemeinwesen, es ist nicht davon auszugehen, dass sich gleich eine ‚Rendite‘ zeigt, es braucht Zeit sowie Phasen von Selbstläufigkeit und (vermeintlicher) Stagnation wechseln sich ab
- Soziale Beziehungen und Unterstützung wird als ‚naturwüchsig‘ angesehen, die ‚Investitionen‘ in die Bildung von sozialen Netzwerken und, dass Menschen auch den Zugang dazu finden, werden unterschätzt
- Aufbau, Koordinierung und Veränderungen in informellen Unterstützungsstrukturen bedürfen nicht immer, aber in vielen Fällen auch professioneller Entwickler oder Mediatoren

Vorgehensweisen bei **Gestaltung von Nachbarschaften**

- ‚Aufschließen‘ bereits bestehender Strukturen, auch wenn es Konflikte und Blockaden zu geben scheint
- Entwicklung von Gelegenheitsstrukturen: im materiellen Bereich z.B. Bänke, Übergänge, Bürgerzentren
- Mediatoren, Koordinatoren, Berater, Kümmerer, Aktivisten, Multiplikatoren als Teil der sozialen Infrastruktur
- Beteiligung findet in informellen Zusammenhängen statt, aber auch das ‚Bürgerrecht‘ des alternden und alten Menschen stärken (Inklusionsgedanke)

Eine wichtige Rolle spielen Wohnungsunternehmen (Beetz 2008):

- Eine Möglichkeit der Gestaltung von Nachbarschaften sind *zielgruppenorientierte Wohnprojekte* für Senioren, Behinderte, Alleinlebende, Frauen oder Jugendliche, bei denen im Zentrum des Zusammenlebens besondere Anforderungen stehen.
- Als eine besondere Form ‚neuer‘ Nachbarschaften können ausdrücklich *gemeinschaftsorientierte Wohnprojekte* angesehen werden, die - wenn auch selten - in Reaktion auf unverbindlich empfundene Bewohnerbeziehungen entstehen.
- Kommunikationszentren, Klubs oder Gemeinschaftshäuser werden multifunktional für die Seniorenarbeit, Bewohnertreffen, Veranstaltungen und regelmäßige Arbeitszirkel genutzt. Die Arbeit wird in der Regel durch die *ehrenamtliche* Tätigkeit der Mitglieder geleistet.

- Eine ausgesprochen wichtige Strategie zur Stabilisierung von Nachbarschaften liegt in der *persönlichen Präsenz* von Personen, d.h. deren Ansprechbarkeit und Erreichbarkeit durch die Bewohner. Die Einschätzung der Qualität von Nachbarschaftsbeziehungen geht nicht notwendigerweise mit der sozialen Netzwerkdichte einher, sondern hängt wesentlich davon ab, ob konkrete Ansprechpartner vorhanden sind: durch Conciergedienste, Hausmeister o.ä.
- Häufig sind es einzelne Personen (z.B. in Wohnungsgenossenschaften Vertreter, Hausgruppenberater u.a.), die gewissermaßen Knoten in sozialen Netzwerken bilden und sich für die Belange der Wohnanlage einsetzen.

Als kleines Fazit eines großen Themas:

Nachbarschaften werden auch in der Dienstleistungsgesellschaft eine wichtige Rolle spielen. Sie müssen aber als soziale Figurationen, in ihrer Besonderheit anerkannt werden, damit ihre Funktion nicht überschätzt wird. Zu berücksichtigen ist, dass sich Nachbarschaftsverständnisse subkulturell bilden und auch verändern.

Gerade das Bedürfnis nach ‚third‘ places oder ‚dritten Sozialräumen‘ verlangt von Menschen, dass sie diese Orte auch miteinander schaffen. Darin liegt auch eine gemeinsame Verantwortung und kann nicht allein durch Projekte ‚abgedeckt‘ werden. Nachbarschaften als quasi/fiktive Verwandtschaften (Jenny B. White) verlangen gemeinsame Arbeit und gemeinsame Themen (nicht notwendigerweise gleiche Lebenslagen!). Möglicherweise bedarf es (professionalisierter) Angebot, Menschen in dieser Verantwortung zu unterstützen.

LITERATUR

Albrow, Martin 1997: Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 288-314

Alheit Peter 2010: Lernwelt „Nachbarschaft“: Zur Wiederentdeckung einer wichtigen Dimension. In: Wiesbaden: VS

Beetz, Stephan 2005: Mitgliederbeziehungen in Wohnungsgenossenschaften. Gestaltungsmöglichkeiten zwischen Unternehmertum, Partizipation und Nachbarschaft. Berlin

Beetz, Stephan 2007: Wohnungsgenossenschaften und Nachbarschaften. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 4/2007, S. 241-249

Beetz, Stephan 2012: Nachbarschaften in Roßwein. Reihe Forschungsberichte der Fakultät Soziale Arbeit Nr. 5, <https://www.sa.hs-mittweida.de/forschung/forschungsberichte.html>

Beetz, Stephan unter Mitarbeit von Anne Saal 2013 Empowerment für Lebensqualität im Alter (Projekt Förderlinie SILQUA-FH des BMWF). Reihe Forschungsberichte der Fakultät Soziale Arbeit Nr. 6 (<https://www.sa.hs-mittweida.de/forschung/forschungsberichte.html>)

Beetz, Stephan, Alexander Voigt, Anna C. Gasch und Sarah Rodriguez-Abello 2015: Soziale Unterstützungsstrukturen im Wandel. Reihe Thünen Report 32, Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel 1952, 1972, 1993, 2012: Vol. 4, Braunschweig: Johann Heinrich von Thünen-Institut

Gronemeyer, Reimar und Hans-Eckehard Bahr (Hrsg.) 1977: Nachbarschaft im Neubaublock. Empirische Untersuchungen zur Gemeinwesenarbeit, theoretische Studien zur Wohnsituation. Beltz: Weinheim: Juventa

Herlyn, Ulfert, Lakemann, U. und Lettko, B. 1991: Armut und Milieu. Benachteiligte Bewohner in großstädtischen Quartieren. Basel, Boston, Berlin: Birkhäuser Verlag.

Herlyn, Ulfert und Bernd Hunger (Hrsg.) 1994: Ostdeutsche Wohnmilieus im Wandel. Opladen: Leske+Budrich

Klages, Helmut 1958: Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt, Köln, Opladen

Rüßler, Harald und Elisabeth Heite 2017: Kommunen als Orte Sozialer Altenarbeit. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 50, S. 446–450

Sennett, Richard 2000: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin

Spiegel, Erika 1986: Neue Haushaltstypen. Entstehungsbedingungen, Lebenssituation, Wohn- und Standortverhältnisse. Frankfurt, Main, New York: Campus Verlag